

Hans-Jürgen Brandt

# **AMAZONAS- TRAMPER**

**Roman**

# 1. Traumziel Brasilien

## *Vorbereitung in Berlin*

„Warum willst du denn ausgerechnet nach Brasilien?“ Carlos kann es nicht fassen. Er ist Lektor für brasilianisches Portugiesisch an der Freien Universität Berlin. Bei ihm habe ich seit einem Semester einen Intensivkurs belegt, als Vorbereitung meiner vielleicht etwas waghalsigen Reise. „Dort herrscht eine krasse soziale Ungleichheit. Die Favelas mit ihren baufälligen Blech- und Lehmhütten liegen nur etwas mehr als einen Steinwurf von den Bürotürmen und Villen der kleinen Oberschicht entfernt. Eine brutale Militärdiktatur unterdrückt die Oppositionellen, die verhaftet, gefoltert und in Gefängnisse gesperrt werden, wenn sie nicht schon vorher von illegalen ‚Todesschwadronen‘ erschossen worden sind. Ich selbst kann in mein Heimatland nicht zurückkehren, es wäre Selbstmord“, sagt Carlos. „Und da willst du hin?“

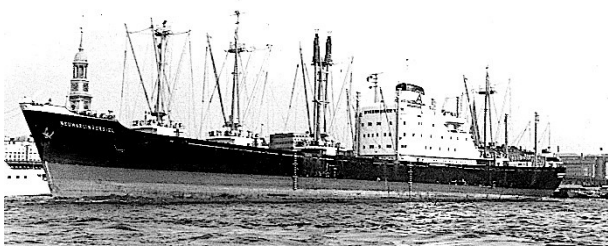
„Vielleicht kann ich es Dir erklären:

1. Schon seit meiner Kindheit habe ich den Traum, nach Brasilien zu reisen. Inspiriert hat mich als 12-jähriger Junge ein Abenteuerroman über eine Familie, die Anfang des 20. Jahrhunderts dorthin ausgewandert ist und in Blumenau, im brasilianischen Bundesstaat Santa Catarina, eine Parzelle urbar und einen Bauernhof aufbauen wollte, aller Widrigkeiten der Natur und eines nicht solidarischen gesellschaftlichen Umfeldes zum Trotz. Seitdem habe ich in meiner Fantasie und mit dem Finger im Atlas Brasilien und den Amazonasurwald bereist und fremde Völker kennengelernt. Das war natürlich purer Exotismus. Nach wie vor reizt mich jedoch das Abenteuer, Menschen aus südamerikanischen Kulturen zu begegnen, die am Rande der Zivilisation leben, die täglich mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, die wir uns in unserer relativ gesicherten sozialen Marktwirtschaft überhaupt nicht vorstellen können.

2. Ferner interessiert mich, welche Folgen die Transamazônica für das Urwaldgebiet hat. Die Fernstraße befindet sich – wie du weißt – gerade

## *An Bord: Im Sturm nach Süden*

Die Neuharlingersiel, ein Stückgut-Frachter unter der Flagge der brasilianischen Aliança-Reederei, kämpfte sich durch die Biskaya nach Südwesten Richtung Südamerika bei Windstärke 10. Das war zwar noch kein Orkan aber ein Sturm gewaltiger Kraft, der an Land Dächer abdecken und Bäume entwurzeln kann. Wenn der Bug des 160 Meter langen Rumpfes in die haushohen Wellenberge eintauchte, schossen enorme Brecher über das Vorschiff und klatschten rd. 20 Meter über dem Meeresspiegel an die Außenfenster der Teeküche – der Pantry – auf dem dritten Deck des Mittelauflaufbaus, wo ich als Messeboy arbeitete. Durch die Fenster war draußen nichts mehr zu erkennen, nur noch die Gischt der zerstäubenden Wassermassen. Selbst das Vordeck war nur in den Augenblicken zu sehen, in denen der Sturm für einen Moment abflaute. Der 20 Meter breite Rumpf des Frachters schlingerte mit schwerfälligen Bewegungen hin und her. Das Schiff rollte nach Steuerbord in ein Wellental der aufgewühlten See, bevor es wieder nach Backbord und mit großer Wucht in die nächste Monsterwelle geschoben wurde. Manchmal prallten die 12 Meter hohen Brecher gegeneinander, schoben sich zu einer schaumgekrönten Wasserspitze zusammen, knallten gegen das Deck und hüllten das Schiff in eine Gischtwolke ein.



*Abbildung 1: MS Neuharlingersiel*

Und der Sturm nahm beständig zu. Zwar hatte der See-Wetterbericht ihn vorhergesagt, er konnte aber nicht umfahren werden, deshalb ging es jetzt mittendurch. Das Stampfen der Kolben des gewaltigen Borsig-Fiat-Schiffsdieselmotors, der mit neun Zylindern die enorme Schubkraft von 10.000 PS entwickelte, verursachte eine Vibration des Bodens, die überall

auf dem Schiff zu spüren war. Der Kapitän ließ die Maschine jetzt auf „Halbe-Kraft-Voraus“ laufen, um die Wucht der Brecher abzuschwächen. Dadurch wurde die Schiffsgeschwindigkeit gedrosselt. Mit weniger als 10 Knoten machten wir kaum noch Fahrt.

Trotz aller Vorsorgemaßnahmen war die Crew besorgt. Auf dem Vordeck hatte der Frachter einen riesigen, schweren Schwimmkran geladen, der nach Rio transportiert werden sollte. Er war mit gewaltigen stählernen Trossen gesichert. Gleichwohl fürchtete die Mannschaft, dass die Befestigungen nicht hielten und dass der Kran bei einer extremen Rollbewegung über Bord gehen könnte. Das hätte an Deck einen schweren Schaden angerichtet.

Ursprünglich hatte ich gedacht, dass die Crew für die Dauer des orkanartigen Sturms eine Arbeitspause einlegen würde, doch weit gefehlt. „Stell Dich nicht so an, du Landratte“, blaffte mich Kelly, der Steward, an.

Mein Boss war ein 1,80 m großer blonder Kerl. Seine braunen lockigen Haare hatte er mit Brisk-Creme in Form gebracht und nach hinten zurückgekämmt. Als Steward war ihm von der Reederei aufgetragen worden, sich gepflegt zu kleiden. Deshalb erschien er immer in einem tadellos gebügelten weißen Hemd, schwarzer Hose und mit auf Hochglanz polierten schwarzen Schuhen zum Dienst. Bereits bei unserem ersten Zusammentreffen hatte er mir unmissverständlich klar gemacht, wer der Herr und wer der Knecht war.

„Selbstverständlich wird hier gearbeitet, egal was für ein Schiet-Wetter draußen ist. Wasch gefälligst das Frühstücksgeschirr aus dem Speisesaal ab, wie es Deine Aufgabe ist!“, befahl der Boss. Bei den schwerfälligen, kräftigen Bewegungen des großen Schiffes in alle vier Richtungen konnte ich mich kaum auf den Beinen halten. Deshalb schnallte mich Kelly mit einem Ledergurt, an dessen Enden Karabinerhaken befestigt waren, an der Metallspüle fest. Breitbeinig versuchte ich beim Geschirrspülen das Gleichgewicht zu behalten. Wenn ich jedoch die abgetrockneten Teller in den „Schapps“ genannten Schränken einsortieren und die Gläser und Tassen in den hölzernen Aufhängungen über mir verstauen wollte, musste

## 2. Rio: „Schönste Stadt der Welt“ mit starken Kontrasten



*Abbildung 4: Botafogo-Bucht und Zuckerhut*

Auf unserem Weg von der Pier Mauá Richtung Stadtzentrum kamen wir – Falk, Mathieu und ich – am Touring Club do Brasil vorbei. Dort erhielten wir einen Stadtplan von Rio de Janeiro, der uns die Orientierung erleichterte: Der Weg führte durch ein Stadtviertel mit älteren Reihenhäusern zweistöckiger Bauweise, oft noch im kolonialen Stil, im Parterre diverse Einzelhandelsgeschäfte. Je näher wir der Avenida Rio Branco kamen, umso häufiger wurde dieses Straßenbild durch teils klobige Bürotürme, teils durch moderne zwanzigstöckige Hochhäuser mit Glasfassaden durchbrochen, bis sich die Wolkenkratzer-Architektur durchsetzte und sich kaum von derjenigen anderer Metropolen, wie Chicago, unterschied. Nur das Grün der wenigen Bäume auf den Trottoirs lockerte die Betonschluchten etwas auf. Überall fielen die architektonischen Kontraste in Auge. Auf Schritt und Tritt standen neben modernen Hochhäusern oder kleinen Gebäuden im Kolonialstil plötzlich Kirchen aus der Barockzeit, Paläste und neo-klassizistischen Prachtbauten, wie das Rathaus

(Palacio Pedro Ernesto), die Biblioteca Nacional und das Teatro Municipal, das an das Opernhaus von Paris erinnerte. Über die Bürgersteige strömte eine quirlige, geschäftige Menschenmenge unterschiedlicher ethnischer Herkunft: Brasilianer portugiesischer Abstammung mit heller Hautfarbe, Afrobrasilianer – Nachfahren afrikanischer Sklaven –, Menschen mit indigenen Vorfahren und eine Mischung von alledem. An den Passanten vorbei schlängelten sich Kinder, die Kaugummis oder Taschentücher zum Kauf anboten oder einfach nur bettelten. Manche hielten uns mit der einen Hand ein Pappschild entgegen auf dem „Fome“, Hunger, geschrieben stand. Mit der anderen Hand baten sie um Geld. Auf den Straßen herrschte ein chaotischer Verkehr. Die Luft war vernebelt vom Ruß der Auspuffgase der Omnibusse, Lastwagen, PKWs und Motorräder. Die meisten Fahrzeuge waren Taxis: VW-Käfer brasilianischer Herstellung (VW do Brasil) aber auch vereinzelt Autos der – heute nicht mehr existierenden – deutschen Marke DKW 3=6, ebenfalls in Brasilien hergestellt. Der Lärm der Fahrzeugmotoren, das Gehupe, das Quietschen der Bremsen ging uns rasch auf die Nerven. Nach 14 Tagen auf See, mit Meeres- und Windrauschen waren wir den Krach einer Großstadt nicht mehr gewohnt.

An einem Zeitungskiosk blieben wir stehen. Die fetten Schlagzeilen der Titelseiten der Blätter führten uns die brutale Realität, die im Lande herrschte, vor Augen: eine Todesschwadron – eine „Esquadrão da Morte“ – hatte wieder zugeschlagen: mehrere Opfer wurden gefunden, erschossen von Killerkommandos. Im Auftrage des Militärregimes oder mit seiner Billigung verfolgten und ermordeten sie politische Gegner oder ließen sie gewaltsam „verschwinden.“ Auch unbequeme Politiker, Zeugen von Straftaten der Ordnungskräfte oder Personen, die sich nicht korrumpieren ließen, waren ihre Zielgruppen. Das sympathische Bild von der „schönsten Stadt der Welt“, von Brasilien als Land der Samba-Musik, des Karnevals, der Lebensfreude und der „unbegrenzten Möglichkeiten“ wurde durch hässliche Flecken verunstaltet.

In einem Café beratschlagten wir, wie es heute weitergehen sollte: Wir wollten zum Strand von Copacabana! Davon hatten wir auf dem Schiff geträumt. Der 4 km lange Küstenabschnitt der Stadt gilt heute noch

Zum Essen bestellten wir Bacalao, ein traditionelles, brasilianisches Gericht: Der in Salz eingelegte und luftgetrocknete Stockfisch wird durch lange Wässerung wieder weich gemacht, dann filetiert und mit Paprika oder anderen Gemüsesorten gebraten. Sehr lecker! Wir erfuhren, dass João an der „Pontificia Universidade Católica do Rio de Janeiro“ Soziologie lehrte. Um uns die politische Situation an der Uni zu verdeutlichen, erzählte er uns von seinem Kollegen, dem gleichaltrigen Politologen und Soziologen Fernando Henrique Cardoso (dem späteren Präsidenten Brasiliens). Cardoso musste als kritischer und unabhängiger Wissenschaftler nach dem Militärputsch 1964 ins Exil flüchten. Als er 1968 zurückkam, wurde er verhaftet und erhielt anschließend Lehrverbot.

„Man hat ihn mundtot gemacht“, sagte João, „das ist die geringste Strafe, die alle diejenigen ereilt, die in Wort und Schrift das System kritisieren. Vielleicht hat man ihn deshalb so glimpflich behandelt, weil er in internationalen Wissenschaftskreisen einen Namen hat. Andere, weniger bekannte Personen, werden nach der Verhaftung gefoltert, verschwinden über Jahre in Gefängnissen oder tauchen überhaupt nicht mehr auf, vermutlich weil sie umgebracht wurden. Das geschieht immer wieder in meinem Umfeld an der Uni mit kritischen Dozenten und Studenten. Auch ich muss mich ständig zurückhalten, immer abwägen, was ich in den Lehrveranstaltungen gerade noch sagen kann. Die Mehrheit der Professoren und Studenten wagt in der Öffentlichkeit mittlerweile keine kritischen Äußerungen mehr, hat sich den politischen Verhältnissen angepasst und diskutiert allenfalls im privaten Rahmen mit viel Zynismus über die Ungerechtigkeiten im Land. Auch ich klammere in meinen Lehrveranstaltungen alle Themen, die irgendwie mit der Militärregierung zu tun haben, aus. Einen gewissen Schutz gibt mir die Universität als katholische Institution, die direkt dem Erzbischof unterstellt ist.“

„Wie ist es denn überhaupt zum Militärputsch gekommen?“, fragten wir. „Nun,“ antwortet João, „dazu muss ich zuerst den politischen Hintergrund ein wenig beleuchten. Das soziale Elend ist, wie ihr wisst, himmelschreiend. 70% der Bevölkerung leben in unvorstellbarer Armut. Das Bevölkerungswachstum beträgt 3%. Es sind vor allem die vielen im Elend lebenden Menschen, die im Durchschnitt mehr Kinder bekommen als Paare der

Mittel- und Oberschicht. Die Bevölkerungszahl von 90 Millionen wird in den nächsten 20 Jahren auf 150 Millionen anwachsen. Deshalb ist mit einer Verschärfung der sozialen Probleme zu rechnen. Die allermeisten Menschen der Unterschichten haben keine feste Arbeitsstelle. Sie leben von Gelegenheitsjobs, das bedeutet auch, dass sie kein regelmäßiges Einkommen haben. Mit diesen Arbeiten verdienen sie vielleicht 75 Mark monatlich, nicht viel mehr. Das reicht für die Ernährung einer Familie keineswegs aus. Den Tagelöhnern, die auf den Latifundien der Großgrundbesitzer arbeiten und oft wie Sklaven gehalten werden, geht es nicht besser. Auf der anderen Seite steht eine kleine Oberschicht, die sich an ihrem Reichtum und ihren Privilegien festklammert. Sie ist geneigt, die ungerechte Gesellschaftsordnung notfalls mit Gewalt zu konservieren. Immer wieder auftauchende Forderungen nach sozialem Fortschritt, höheren Löhnen und besseren Lebens- und Arbeitsbedingungen werden von der Schicht der Herrschenden als kommunistisch und subversiv diffamiert.“

„Das ist der sozioökonomische Hintergrund“, warf ich ein. „aber was war der Auslöser des Militärputsches?“

„Ok. 1961 trat Präsident Brasiliens João Goulart, der der Arbeiterpartei angehörte, sein Amt an“, setzte João seine Analyse fort. „seine soziale Politik verschärfte die Polarisierung. Der Präsident versuchte, den ‚Plano Nacional de Adultos‘ durchzusetzen, der das Ziel hatte, zwei Millionen Erwachsenen das Lesen und Schreiben beizubringen. Ferner wollte er die politische Bildung der Angehörigen der Unterschichten verbessern und Analphabeten das Wahlrecht verschaffen. Das war die Ausgangssituation zur Zeit des Putsches. Als er schließlich versuchte, einerseits durch eine Bodenreform die ungerechte Landverteilung abzumildern und andererseits gewerkschaftliche Rechte für die unteren Dienstgrade des Militärs zu gewähren, die in den Augen der Offiziere die Disziplin der Truppe aushöhlen würden, war für rechtsgerichtete Politiker und Generäle der Bogen überspannt worden. Es kam im März 1964 zu einem Militärputsch. Unterstützt wurde der Staatsstreich von den USA, die in den sozialen Forderungen eine kommunistische Gefahr sahen, die es zu bekämpfen galt. Goulart wurde ins Exil vertrieben und General Humberto Castelo Branco als neuer Präsident eingesetzt. Seitdem werden die bürgerlichen Freiheitsrechte eingeschränkt, politische Gegner verfolgt. 1968 wurden dann mit



## 5. Schlagloch-Piste zum Amazonas

Am Montag holte uns Joaquim im Morgengrauen mit seinem Auto bei unserer Gastfamilie ab, damit wir um 7 Uhr rechtzeitig am Eingang des Studentenwohnheims auf den Fahrer des Transportunternehmens Rodo-bras warten konnten, der uns Richtung Belém mitnehmen sollte. José und Mathieu, die die letzten beiden Nächte bei Kommilitonen im Studentenwohnheim auf dem Fußboden geschlafen hatten, fanden sich auch ein.

Pünktlich um 7 Uhr holte uns Pedro, unser Fahrer für die nächsten Tage, mit seinem Chevrolet C20/Sierra/CrewCab ab. Unser Gepäck wurde auf der offenen Ladefläche verstaut, in der Kabine war für uns alle Platz.

„Seid ihr denn für eine Fahrt durch den Regenwald richtig ausgerüstet?“, fragte er.

„Was soll denn das heißen?“ Die Frage erstaunte uns.

„Nun, zunächst braucht ihr eine Trinkflasche, denn wir werden stundenlang unterwegs sein, ohne dass man etwas Trinkbares kaufen kann. Dann braucht jeder von euch eine Hängematte. In vielen Pensionen im Amazonasurwald haben die Zimmer keine Betten, sondern nur zwei Haken, an denen der Gast seine Hängematte aufhängt.“ Daran hatten wir nicht gedacht.

„Kein Problem“, antwortete Pedro. „Wir werden unterwegs an einem Laden halten. Da könnt ihr alles bekommen.“

Auf den ersten 100 Kilometern nach Westen bis Cocalzinho war die Straße noch überwiegend geteert. Dann ging es auf einer Schotterpiste weiter nach Norden Richtung Amazonasdelta. Das Abenteuer begann.

In Brasilia hatten wir von unseren Freunden und Bekannten faszinierende, aber auch besorgniserregende Geschichten über den Regenwald gehört, über die unvorstellbare Weite des Amazonasdschungels mit seinen zahllosen Flüssen und Strömen, die alle in den Amazonas münden, über Schwärme grüner Amazonaspapageien, bunte Kolibris, die flatternd auf der Stelle verharren oder sogar rückwärts fliegen können, über

Kaimane und Piranhas, Affen und Jaguare. Wir hatten Schauergeschichten von bedrohten indigenen Völkern vernommen, die von Siedlern und illegalen Holzfällern aus ihrem Territorium vertrieben werden. Manchmal versuchen sie, sich gegen die Eindringlinge mit vergifteten Pfeilen zur Wehr setzen, die sie mit Blasrohren verschießen. Auch von Goldsuchern, den Garimpeiros, hörten wir, die die Indigenen sogar aus geschützten Nationalparks vertreiben. Sie roden gesetzwidrig den Regenwald in den Abbaugebieten, waschen das Gold mit Quecksilber aus dem Schlamm heraus und verseuchen die Flüsse mit dem Schwermetall. Große Teile des äußerlich unberührt wirkenden Regenwaldes werden auf diese Weise vergiftet. Zusammengefasst: Wir hatten Berichte über die Bedrohung der indigenen Völker, die Zerstörung des Regenwaldes und die Kontamination der Flüsse gehört. War das übertrieben? Das mussten wir herausfinden.

Im Kontrast zu den Berichten über Flora, Fauna und die Lebenswelt indigener Völker standen Erzählungen über die Amazonas-Stadt Manaus, die sich um 1890 zum weltweiten Zentrum für die Produktion und den Handel mit Naturkautschuk entwickelt hatte. Die Aussicht auf glänzende Geschäfte zog zahllose Glücksritter an. Die Stadt wandelte sich von einem Dorf zu einer Großstadt, zum „Paris der Tropen“, mit einem Trinkwasser- und Abwassersystem, mit elektrischen Straßenlampen, Straßenbahnen und mit einem extravaganten, neo-barocken Opernhaus. Als jedoch Manaus um 1910 die Monopolstellung im Kautschukhandel verlor, endeten auch der sagenhafte Reichtum der Einwohner der Stadt und ihr mondänes Leben. Die Stadt verfiel. Erst später, in den 1970er Jahren, setzte ein erneutes Wachstum ein, weil Manaus Freihandelszone geworden war. Diese Stadt und ihr Umfeld wollten wir erkunden.

Was ist nun das Amazonasgebiet? Eine grüne Hölle oder ein grünes Paradies? Eine Region, in der sagenhafte Reichtümer ausgebeutet werden können, die aber auch schnell wieder versiegen? Ein Gebiet, das wirtschaftlich genutzt werden könnte, vor allem für den Anbau von Soja und für die Rinderzucht? Oder ist es eine Region, die für den globalen Klimaschutz von so zentraler Bedeutung ist, dass die Brandrodungen und die ökonomische Nutzung gestoppt werden müssten? Ist es ein Eldorado, in

das Siedler mit großen Hoffnungen ziehen, die sich aber häufig nicht verwirklichen lassen, mit der Folge, dass sie in der Armut stranden? Es waren diese Widersprüche und die sich daraus ergebenden Fragen, die unsere Neugier geweckt hatten.

Der Wagen holperte auf einer breiten Schlaglochpiste Richtung Norden. Eine verdorrte Steppenlandschaft zog an uns vorbei. Das Gestrüpp wurde immer dichter. Es verwandelte sich zu einem Geflecht aus Sträuchern und Bäumen mit größeren Lichtungen und Hügelketten. Hinter unserem Wagen flog eine Wolke aus rotem Staub und Steinen. Pedro, unser Fahrer, raste wie der Teufel über die unbefestigte Straße. Langsamere Fahrzeuge wurden wie auf einer Autobahn überholt. Das war jedoch lebensgefährlich. Minutenlang fuhren wir gegen den dichten Staub an, der von den voranfahrenden Fahrzeugen aufgewirbelt wurde, ohne viel zu sehen. Davon war Pedro jedoch wenig beeindruckt. Mit einer Hand unterstützte er die Frontscheibe gegen die heranfliegenden Steine. Mit der anderen lenkte er den leicht vorwärtsschlingenden Wagen mit unverminderter Geschwindigkeit weiter – wie der argentinische Rennfahrer Juan Manuel Fangio –, um an den Fahrzeugen vorbeizukommen.



*Abbildung 9: Mit dem Pick-up-Truck durch den Regenwald*

In der Abenddämmerung erreichten wir Uruaçu. Der Ort – heute eine Kleinstadt mit rund 40.000 Einwohnern – war damals eine Ansammlung von kleineren Steinhäusern und Bretterbuden, durch die die breite unbefestigte Landstraße zog. Pedro stoppte den Wagen vor einer kleinen Pension. Es sei die beste im Dorf, meinte er. Unsere Wirtin war indigener

Abstammung, nur 1,65 m groß, rund, hatte einen bronzefarbenen Teint und pechschwarzes langes Haar, das zu einem Zopf zusammengebunden war. Sie begrüßte uns herzlich und brachte uns in zwei Doppelzimmern unter. Es gab sogar Betten, so dass die Hängematten, die wir unterwegs gekauft hatten, noch nicht zum Einsatz kamen.

Lautes Stimmengewirr aus den Nachbarhäusern drang zu uns herüber. Irgendwo plärrte ein Plattenspieler. Die Stromschwankungen ließen die Musik eigenartig verzerrt klingen. Durch die unverglasten Fensteröffnungen blickten wir in den Innenhof, auf dem ein großer Küchentisch stand. Dort schlachtete unsere Wirtin gerade unser Abendessen: ein altes Huhn. Es dauerte noch eine Weile, bis wir unter freiem Himmel zu Tisch gebeten wurden. Der Blick in die Küche offenbarte haarsträubende hygienische Verhältnisse. Doch wir hatten uns abgewöhnt, darauf zu achten und ließen uns dadurch den Appetit nicht verderben. Das Abendessen war jedenfalls ausgezeichnet: Hühnerragout mit Reis und Kochbananen.



*Abbildung 10: Urwald-Pension*

Anschließend gingen wir ins Dorf hinunter. Die Straße war staubig und mit Schlaglöchern übersät. Eine Straßenbeleuchtung gab es nicht. Nur aus den Häusern fiel schwaches Licht. Mitten auf der Fahrbahn klaffte ein zwei Meter tiefes Loch. Wir wären beinahe hineingefallen, weil kein Verkehrsschild, keine Absperrung davor gewarnt hatte.

Die Einheimischen saßen in kleinen Gruppen plaudernd oder dösend vor ihren Häusern, bis sich ihre Aufmerksamkeit auf uns konzentrierte. Die Atmosphäre erinnerte an den Wilden Westen. Während wir die Straße wie im Film „Die Glorreichen Vier“ herunterschritten, wurden wir angestarrt, als kämen wir aus einer anderen Welt. Fremde ließen sich offenbar selten hier blicken. In einer Baracke gab es ein Kino. Man spielte gerade den Film „Bettgeflüster“ mit Doris Day. Der Titel war missverständlich. Der Film war er eine harmlose Komödie aus der US-amerikanischen Zivilisation. Auf dem Plakat und den Bildern, die in den Aushängen den Film ankündigten, sah man Ausschnitte aus dem luxuriösen Leben von Menschen in New York, mit ihren Landhäusern und Straßenkreuzern. Zu dem ärmlichen Umfeld von Uruaçu stand der Film im scharfen Kontrast. Es war grotesk, diesen Film hier zu zeigen. Den Strom für das Kino sowie für das gesamte Dorf spendete ein Dieselmotor. Plötzlich fiel er aus. Der Ton des Films riss jäh ab. Drinnen in der Kinobaracke wird es stockfinster gewesen sein. Wir konnten uns draußen noch im fahlen Licht des Mondes und der Sterne orientieren und waren plötzlich von den Geräuschen des Buschs umgeben. Wir lauschten dem Gurren, Kreischen und Zirpen, bis der Diesel wieder anfang zu rattern und die Naturgeräusche durch den plärrenden Lärm der Kinomusik verdrängt wurden.



*Abbildung 11: Fernstraße durch Uruaçu*

Am Ende der Straße entdeckten wir eine kleine Bar in einer Hütte aus Palmwedeln. Aus dem Inneren drang Samba-Musik. Ein Mann in unserem Alter sang Lieder von Caetano Veloso und spielte dazu auf der Gitarre, ein anderer begleitete den Gesang auf dem Akkordeon. Neugierig traten wir ein, bestaunt von Männern, die Domino spielten und auf den Tischen die Rhythmen mitklopfen. Wir bestellten eine Flasche Cachaça, 40%igen Zuckerrohrschnaps. Der Vorteil dieses Fusels ist, dass man keine Schweißausbrüche bekommt, wie beim Bier, allerdings muss man die Kopfschmerzen am nächsten Morgen in Kauf nehmen. Am Tresen besorgten wir uns außerdem Tabak. Er wurde hier in Form einer etwa zehn Zentimeter langen Stange aus gepresstem, fermentiertem Tabak angeboten, Cachim genannt. Davon schnitten wir kleine Stückchen ab, die wir in Maisblättern rauchten. Für die anderen Gäste in der kleinen Kneipe waren wir die Attraktion. Sie drängten sich um uns herum und wollten wissen, was wir hier in diesem verlassenem Nest suchten. Nachdem wir Cachaça und Zigaretten spendiert hatten, wurde die Stimmung zunehmend gelöster. Die Männer des Dorfes machten ihre Scherze und klopfen uns auf die Schultern.

Um 22 Uhr wurde der Generator abgestellt. In der Finsternis tappten wir zurück zu unserer Pension und gingen zu Bett. Es war so schwül, dass ich nicht schlafen konnte. Mir leuchtete plötzlich ein, warum in dieser Gegend viele Reisende bevorzugten, in ihrer Hängematte zu schlafen, statt in fremden Betten. Dann wären Flöhe kein Problem mehr gewesen. Allerdings blieben noch die Moskitos, die mit hohem, surrendem Ton ständig zum Angriff ansetzten. Es war ein Kampf auf verlorenem Posten. Zum Glück waren die riesigen Kakerlaken harmlos, die ständig über den Boden und an den Wänden entlanghuschten. Die ganze Nacht raschelte es unter meinem Bett. Wahrscheinlich waren es nur Mäuse oder vielleicht eine Ratte. Ich malte mir jedoch aus, dass es auch Vogelspinnen oder Cobras sein könnten. Wie gruselig! Mit Hilfe einer Meditationsübung konnte ich meine Wahnbilder schließlich verdrängen und schlief erschöpft ein

Am nächsten Morgen holte uns Pedro früh ab. Wieder holperte und schlingerte der Geländewagen mit einer Geschwindigkeit von 80 bis 100

es in den armseligen Behausungen der Favelas ausgesehen haben. Wir waren privilegiert!

### *Dem Polizeiterror ausgeliefert*

Wir überlegten, wie wir von Belém aus weiterreisen sollten. Eine faszinierende Idee war, Manaus zu besuchen, die Hauptstadt des Bundesstaates Amazonas. Hier hatte während des Kautschukbooms ein sagenhafter Reichtum geherrscht. Doch wie sollten wir dorthin kommen? Ein Flugticket konnten wir uns nicht leisten. Auch eine fünftägige Fahrt mit einem Flussdampfer war für uns zu teuer. Miguel hatte die Idee, uns im Tourismusbüro nach den Möglichkeiten zu erkundigen. Der Leiter des Büros war von unserer Reise von Europa ins Amazonasgebiet geradezu begeistert. Er telefonierte mit dem lokalen Büro für Öffentlichkeitsarbeit der Luftwaffe, der FAB, und fragte nach einer Mitfluggelegenheit. Darauf wären wir nicht gekommen. Aber die Idee war überhaupt nicht absurd, denn wir hörten, dass Transportflugzeuge der brasilianischen Luftwaffe gelegentlich Zivilisten mitnahmen, wenn die Maschinen leer waren. Der Tourismusmanager gab unsere Daten durch – Namen, Passnummern, Anschrift in Belém – und ließ uns in eine Flugliste nach Manaus eintragen. Dann nahm er uns mit zu den beiden größten Tageszeitungen von Belém, der *Folha do Norte* und dem *O Liberal*. Die Journalisten beider Zeitungen brachten am 24. und 25. September etwas reißerisch aufgemachte Artikel über unsere „Abenteuerreise“ mit den Schlagzeilen: „Studenten bereisen Brasilien zur Sozialforschung“ und „Studenten reisen um die Welt per Anhalter“. In den Interviews hatten sie uns nach unserer Einschätzung der politischen und sozialen Verhältnisse in Brasilien gefragt. In einer Militärdiktatur sind das heikle Themen. Das war uns bewusst und wir hatten uns deshalb in unseren Antworten mit Kritik stark zurückgehalten. Aber wir konnten nicht verschweigen, dass uns die krassen sozialen Unterschiede aufgefallen waren, die wir in dieser extremen Form in Europa nicht kannten. Andererseits hatten wir berichtet, dass wir von der unglaublichen Gastfreundschaft der Menschen aus den armen Bevölkerungsschichten berührt waren, die manchmal alles aufgeboten hatten, was

ihnen zur Verfügung stand, um uns zu bewirten. Da die Folha do Norte auch Fotos von uns abgedruckt hatte, waren wir plötzlich „Stars“ und wurden auf der Straße von völlig unbekanntem Leuten freundlich begrüßt.

Die Reaktionen waren aber nicht nur positiv. Am nächsten Morgen, als wir Vier gegen zehn Uhr in unserem Stammlokal Bar Horizonte unser Frühstück bestellen wollten, spürte ich vor dem Lokal plötzlich einen heftigen Schmerz im Rücken. Ein Mann mit kurzen Haaren und kantigem Gesicht, gekleidet mit Jeans und einem Buschhemd, hatte mir eine Pistole in den Rücken gebohrt, eine 9 mm Smith & Wesson.

„Stehen bleiben, du Hurensohn!“ „Um movimento errado e eu vou te derubar“, blaffte er mich an, „eine falsche Bewegung und ich knalle dich ab!“

Vier weitere Männer mit Buschhemden, die auf Gürtelhöhe von ihren Revolvern ausgebeult waren, umringten uns und stießen uns in einen VW-Bus, der am Straßenrand hielt. Kein Zweifel, politische Polizei in Zivil! Aber es hätte auch eine Entführung durch Kriminelle sein können. Die Polizisten hatten sich nicht als Beamte zu erkennen gegeben: Sie trugen keine Uniformen, zeigten nicht ihre Ausweise und benutzten ein ziviles Fahrzeug ohne Blaulicht. Zunächst fuhren sie mit uns zu unserer Unterkunft, damit wir unsere Pässe holen konnten. Dann legten sie uns Handschellen an, zogen uns schwarze Kapuzen über den Kopf, sodass wir die Orientierung verloren, und brachten uns in die Zentrale des DOPS im Bundesstaat Pará, des „Departamento de Ordem Política e Social“, d.h. der Geheimpolizei, zuständig für Mord, Entführung, Verhaftung und Folter im Dienste der Staatssicherheit. Das Quartier des DOPS lag – wie wir später feststellen konnten – unscheinbar in einem Farmhauskomplex am Stadtrand. Die nächsten Nachbarn waren weit entfernt. Hier konnten die Folterknechte unbemerkt von der Öffentlichkeit ihrem grausamen Handwerk nachgehen. Wir spürten, dass wir durch ein Tor fuhren, dass sich quietschend gleich hinter uns wieder schloss. Im Hof der Anlage wurde die Tür des VW-Busses aufgerissen. Jemand nahm uns die Kapuzen ab. Gleißendes Licht blendete uns. Wir wurden aus dem Auto gestoßen. Vor uns lag ein schmuckloses einstöckiges Gebäude, vor dem zwei Bänke standen. Dort mussten wir warten, stundenlang.



Die Polizisten in Zivil, die uns bewachen sollten, hatten augenscheinlich ein schlichtes Gemüt. Sie balgten sich, übten Karateschläge und das schnelle Ziehen der Pistolen, wie in einer Szene aus einem Western-Film. Die Atmosphäre glich eher einem Gangster-Hauptquartier als einem Polizeirevier. Ich konnte mir gut vorstellen, dass diese Männer zu einer Todesschwadron gehörten, die nach ihrem offiziellem Polizeidienst Jagd auf Oppositionelle und Kriminelle machte, um sie zu liquidieren. Falk ging vor dem Gebäude nervös auf und ab.

„Sente-se agora, idiota!“, brüllte ihn einer der Polizisten an, „setz dich sofort hin, Idiot!“

Falk verstand nicht sogleich. Daraufhin versetzte ihm der Polizist unvermittelt einen Faustschlag in die Magengrube, so dass Falk stöhnend vornüberkippte. Ich fing ihn auf und führte ihn zu der Bank. „Du sollst dich setzen! Provozier ihn besser nicht!“, raunte ich ihm zu.

Nach etwa ein bis zwei Stunden erschien der verantwortliche Offizier: schwarze, mit Frisiercreme zurückgekämmte, glatte Haare, schmale Lippen, Sonnenbrille, weißes, tadellos gebügeltes Hemd mit kurzen Ärmeln, schwarze Hose mit scharfer Bügelfalte und schwarze Schuhe. Er stellte sich als Colonel Zanda vor und verhielt sich übertrieben freundlich. Er lächelte uns an und bat, die Unannehmlichkeiten, die uns entstanden seien, zu entschuldigen. Sie hätten nur ein paar Fragen an uns, zunächst nur an Falk und mich, die anderen beiden würden getrennt vernommen. Als Zanda merkte, dass Falk nur wenig und Mathieu überhaupt kein portugiesisch verstand, schwenkte er auf Englisch um, das er gut beherrschte. „Ich habe an einem Offiziers-Lehrgang an der amerikanischen ‚School of the Americas‘ in Panama teilgenommen“, fügte er erklärend hinzu. „Da hat man Englisch gesprochen“.

Jetzt wurden Falk und ich in einen Verhörraum geführt. Zunächst ging es um unsere Namen, Geburtsdaten, Nationalität, unseren Wohnort und unsere Studien in Berlin. Als unsere Identität geklärt war fragte er: „Kennt ihr João Morgenthaler?“

„Ja, natürlich“, antwortete ich. „Er ist ein Freund aus Rio de Janeiro“.

„Interessant, wer gehört denn noch alles zu seiner revolutionären Zelle in Rio?“, wollte er wissen.

„Was für eine revolutionäre Zelle?“, fragte Falk. „Davon wissen wir nichts. Wir haben ihn nur zweimal allein in einem Restaurant getroffen!“

„Mir könnt ihr nichts vormachen!“, schrie Zanda plötzlich und zeigte sein wahres Gesicht als arroganter Herrenmensch, der Regimegegner verachtete. „Ihr könnt es mir ruhig sagen, wir kriegen das sowieso raus!“

„Das ist ein großes Missverständnis“, wandte ich ein. „João Morgentaler ist ein renommierter Professor mit internationaler Reputation, kein Revolutionär!“

Jetzt mischte sich ein zweiter Offizier in portugiesischer Sprache ein, der bisher im Hintergrund gestanden hatte.

„Warum verhören wir sie nicht mit robusteren Methoden? Wir verlieren unsere Zeit, oder wir knallen sie gleich ab“, verstand ich. „Kein Hahn wird nach ihnen krähen!“

War die Todesdrohung ernst gemeint? Oder war das bloß eine Verhörtaktik, die mich einschüchtern sollte? Denen war jedenfalls alles zuzutrauen. Eine beklemmende Angst stieg in mir auf.

„Nicht ganz so schnell, Kollege“, hörte ich Zanda in Portugiesisch antworten. „Nach den Zeitungsartikeln gestern sind die beiden in Belém ziemlich bekannt, also Vorsicht!“, und an uns gewandt auf Englisch: „Machen wir weiter: Ihr studiert in Berlin? Gehört ihr der APO an, der Außerparlamentarischen Opposition? Seid ihr mit Rudi Dutschke und den übrigen Wortführern der Studenten befreundet? Davon haben wir in einem Lehrgang der brasilianischen Militärakademie ‚Escola Superior de Guerra‘ gehört. Der deutsche Militärattaché Major Eduard von Westernhagen hat uns dort über den internationalen Terrorismus die Augen geöffnet.“

„Na ja, wir empfinden durchaus Sympathie für die Wortführer der Studentenbewegung, aber das sind keine Terroristen, es sind vielmehr Radikaldemokraten.“

„Major von Westernhagen ist im Juli von euren Freunden von dem COLLINA, dem Comando de Libertação Nacional, erschossen worden. Bastardos!“

„Das tut uns leid!“, erwiderte ich. „Davon haben wir nichts gewusst. Solche Aktionen widersprechen auch unseren elementarsten rechtsstaatlichen Grundsätzen!“

„Schwätzer! Seid ihr hier, um die Terroristen von Carlos Marighella zu unterstützen?“

„So ein Nonsens!“, brauste Falk auf. „Wir sind hier, um ihr schönes Land kennenzulernen! Marighella und das COLINA sind uns völlig unbekannt!“

„Das werden wir noch sehen! Dagegen sprechen gleich mehrere Argumente: 1.) Ihr Studenten ruft doch auf euren Demos immer: Hoch die internationale Solidarität! Auf Brasilien übertragen, hieße das doch: Hoch die Solidarität mit den revolutionären Gruppen um Carlos Marighella. 2.) Ihr kennt João Morgenthaler und habt ihn in Rio gleich nach eurer Ankunft in Brasilien getroffen. Morgenthaler zählt zu den intellektuellen Unterstützern Marighellas. Er ist Mitglied der Stadtguerilla ALN, der Acción Libertadora Nacional. Das sind schon mal zwei starke Indizien. Und 3.), ihr seid gerade jetzt hier in Belém!“

„Wieso, was ist denn gerade jetzt?“, wollten wir wissen.

„Das wisst ihr ganz genau, ihr Hurensöhne! Heute ist eine Herkulesmaschine der Luftwaffe mit 15 Terroristen an Bord in Belém zwischengelandet. Sie war auf dem Militärflughafen Galeao in Rio de Janeiro gestartet und hat das Ziel Mexiko City. Die Terroristen wurden gegen den entführten US-Amerikanischen Botschafter Charles Elbrick ausgetauscht. Es kann doch kein Zufall sein, dass ihr gerade jetzt hier seid! Welche Art von Unterstützung solltet ihr leisten?“

Wir waren perplex. Als wir in Brasilia in dem Studentenwohnheim fristlos gekündigt wurden, hatten wir schon den Verdacht gehabt, dass die politische Polizei DOPS dahintersteckte. Wir hatten befürchtet, dass wir als ausländische Studenten an der Universität Brasilia beobachtet und verdächtigt wurden, politische Agitation gegen das Militärregime zu betreiben, und schließlich, dass wir vielleicht etwas mit der Entführung des Botschafters zu tun haben könnten. Jetzt wurde dieser Verdacht konkret von einem Offizier der Geheimpolizei ausgesprochen.

Brasilien hatte uns wieder freigelassen.

\*

## Epilog

Rückblickend bleibt zu fragen, ob heute – mehr als 50 Jahre später – die im Roman anklingenden Probleme der brasilianischen Gesellschaft immer noch relevant sind.

In Brasilien hat sich seit 1969 eine beeindruckende Entwicklung vollzogen. Bereits auf den ersten Blick springt der Fortschritt jedem ins Auge, der Fotos aus den 1960er und 1970er Jahren mit jenen aus der Gegenwart vergleicht, in denen die Skylines moderner Wolkenkratzer die Stadtbilder prägen. Seit 1969 hat sich die Bevölkerungszahl von 95 Millionen auf 214 Millionen im Jahr 2021 mehr als verdoppelt. Brasilien ist kein Entwicklungsland mehr, vielmehr steht das Land an der Schwelle zum Industrieland. Mit einem Bruttoinlandsprodukt von 1.608 Milliarden US-Dollar (2021) ist es die neuntgrößte Volkswirtschaft der Welt und ragt in der Wirtschaftskraft unter den südamerikanischen Ländern mit Abstand heraus. Wichtigste Wirtschaftszweige sind der Bergbau (Eisenerz, Gold, Kupfer, Aluminium und Nickel), die Förderung von Erdöl und Erdgas und die Landwirtschaft (Kaffee, Kakao, tropische Früchte, Sojabohnen, Zucker, Rinderzucht).

Auch in der Sozialpolitik sind Erfolge zu vermelden: Unter den Regierungen von Luiz Inácio Lula da Silva (2003 bis 2010) und Dilma Rousseff (2010 bis 2016) konnten die Bildungschancen der armen Bevölkerung deutlich verbessert und Millionen neuer Arbeitsplätze geschaffen werden. Infolge des starken Anwachsens der Rohstoffpreise sind auch die Einkommen gestiegen. Das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf beträgt 7.518 US\$ (2021). Der Anteil der brasilianischen Bevölkerung, der in extremer Armut lebt, liegt nur noch zwischen drei und fünf Prozent.

Dennoch: Der Gesellschaft ist es nicht gelungen, die Rahmenbedingungen zu schaffen, die erforderlich sind, um allen Bürgerinnen und Bürgern zu ermöglichen, in Würde zu Leben. Ein großer Teil der Einwohner lebt nach wie vor in prekären Verhältnissen. Die im Roman immer wieder zum Ausdruck kommenden sozialen Missstände sind die Folgen chronischer Krankheiten, an denen die Gesellschaft Brasiliens leidet. Sie sollen in fünf Kernproblemen grob zusammengefasst werden

1.) Die gravierendste Kernproblem ist die soziale Ungleichheit. Brasilien gehört zu den Ländern, in denen die Schere zwischen Arm und Reich besonders krass ausgeprägt ist. Im Roman wird das an verschiedenen Stellen deutlich, z.B. bei der Beschreibung der Lebensverhältnisse in den Slums von Rio (Seite 38 ff.), den Erwartungen der Arbeitsmigranten Jaime und Joseph (Seite 151 ff.) oder Erlebnissen in den Favelas von Bahia (Seite 155 ff.).

Statistisch lässt sich die Ungleichverteilung mit Hilfe des Gini-Koeffizienten messen, der zwischen 0 und 1 liegen kann, wobei ein Wert von 0 einer vollkommen gleichmäßigen Verteilung entspräche und bei dem Wert 1 nur eine einzelne Person über das gesamte Volkseinkommen verfügte. Brasilien hat einen Gini-Koeffizienten von 0,53 und damit einen der höchsten der Welt [nur neun Länder (vor allem afrikanische) haben einen schlechteren Wert (zum Vergleich Deutschland:  $G=0,29$ )]. Etwas weniger abstrakt ausgedrückt bedeutet dies, dass in Brasilien rd. 10% der Bevölkerung über fast die Hälfte des Einkommens des Landes verfügt, während die ärmsten 40% der Einwohner nur weniger als 10% des Gesamtvermögens kontrollieren. Besonders benachteiligt sind indigene und afrobrasilianische Bevölkerungsgruppen. Einer Studie aus dem Frühjahr 2022 zufolge sollen rd. 30 Millionen Menschen an Hunger leiden. Der Norden und der Nordosten gelten als die Armenhäuser Brasiliens. Hier sind die Unterschiede in der Besitz- und Einkommensverteilung besonders krass. Doch auch in Rio und São Paulo sind die Folgen der Ungleichverteilung deutlich zu beobachten: Ausufernde soziale Brennpunkte (Favelas) mit Straßengangs, verbreiteter Gewalt und Kriminalität – darunter Drogenhandel – sowie bettelnden Straßenkindern.

2.) Das zweite Kernproblem ist die ungleiche Landverteilung. Riesige Fazenda's gehören wenigen reichen Großgrundbesitzern oder Unternehmen. Zwar ist durch die Verfassung von 1988 eine Agrarreform vorgeschrieben worden und mit der „sozialen Funktion der Landwirtschaft“ begründet worden, dennoch hat sich die Situation für die Landbevölkerung kaum verbessert. Die Zahl der jährlich begünstigten Familien, denen im Prozess der Bodenreform seit Mitte der 1990er Jahre Land übertragen wurde, stagnierte in den letzten 10 Jahren. Lagen die Jahres-Höchstwerte während der Regierung des Präsidenten Cardoso (1995-2002) bei 100.000 und der historische Spitzenwert unter Präsident Lula (2003-2010) bei rd. 140.000 Familien, sank die Zahl bis 2017 auf nur noch 1.200 Familien.

Die Agrarreform entsprach nicht dem politischen Willen konservativer Kreise und stand den Interessen der Agrar-Lobby entgegen. Sie verfolgte das Gegenmodell: die industrielle Agrarwirtschaft. Das kapitalintensive Big-Agro-Business steht für hochtechnisierten, großflächigen Anbau von Monokulturen. Dort, wo es weite ungenutzte öffentliche Flächen gibt, vor allem im Amazonasgebiet, wird dieses Entwicklungsmodell durch legale und illegale Landnahme – das Landgrabbing – umgesetzt. Die „Landräuber“ – die in Brasilien Grileiros genannt werden – brennen den Wald und das Buschwerk ab, vor allem, um Flächen für die Rinderzucht und den Anbau des Futtermittels Soja zu gewinnen (wie am Fallbeispiel auf Seiten 123 ff. beschrieben). Ländereien kann man heute mit den entsprechenden GPS-Daten einfach selbst online registrieren. Damit sind sie zwar noch nicht legalisiert, aber das Verwaltungsverfahren ist langwierig. Während dessen beginnen die Grileiros, die neuen Flächen selbst zu bewirtschaften. Häufig verkaufen sie die Territorien – oft mit gefälschten Landtiteln – an Agrarunternehmen.

Die Investitionsbedingungen für die industrielle Landwirtschaft sind in Brasilien günstig. Die Unternehmen können sich das benötigte Kapital nach brasilianischem Recht seit einigen Jahren durch Finanz-Zertifikate beschaffen, die die Banken auflegen und die international gehandelt werden. Das Farmland dient den Investoren als Sicherheit. Die Eigentumstitel daran werden kaum geprüft, d.h. auch illegal besetztes Land kann beliehen werden. Große Konzerne konnten an verschiedenen Standorten

riesigen Grundbesitz erwerben, z. B. die Gesellschaften SLC Agrícola (404.000 ha), Grupo Golin/Tiba Agro (300.000 ha) oder Amaggi (252.000 ha). Zum Vergleich: Die Fläche des Saarlandes beträgt 250.000 Hektar.

Bereits unter der Präsidentschaft des umstrittenen liberal-konservativen Politikers Michel Temer (2016 -2019), Nachfolger der suspendierten Präsidentin Dilma Rousseff, hatte die Agrarreform keine politische Priorität mehr. Ziel seiner Politik waren die Kürzung der Staatsausgaben, die Überarbeitung der Sozialprogramme, Steuererleichterungen für Reiche und die Flexibilisierung des Arbeitsmarktes. Die Bekämpfung der sozialen Ungleichheit hatte für ihn keine politische Relevanz. Er vertrat eher die Interessen des Wirtschaftskapitals. 2019 wurde er wegen Korruptionsverdachts in Untersuchungshaft genommen.

Die Regierung des rechtsextremen Jair Bolsonaro (2018-2022) setzte diese Agrarpolitik fort. Statt die Politik der Bodenreform wieder aufzugreifen und den Landerwerb von Kleinbauern zu fördern, sah die Regierung die Lösung der Probleme der Landbevölkerung in der Verstärkung der industriellen Agrarwirtschaft, die Arbeitsplätze schaffen sollte. Nunmehr sollten die Ressourcen Amazoniens – Agrarflächen, Bergbau, Tropenhölzer – dezidiert ausgebeutet werden.

Die gesamtwirtschaftlichen Erfolge sind beachtlich: Das brasilianische Agrobusiness erwirtschaftet etwa ein Drittel des Bruttoinlandsproduktes und 36 Prozent aller Exporte. Diese Entwicklung hat aber nicht zu einer Verbesserung der wirtschaftlichen Situation der Unterschichten auf dem Land geführt. Das Agrarland ist nie ungleicher verteilt gewesen als heute. Eine effektive Agrarreform hätte sicherlich eher dazu beigetragen, die soziale Ungleichheit zu reduzieren als die Förderung von landwirtschaftlichen Großunternehmen.

3.) Ein weiteres schwelendes Problemfeld ist der fehlende Schutz indigener Völker und des brasilianischen Regenwaldes. Die Tropenwälder des Amazonasgebietes, die ca. zwölf Prozent der Waldflächen der Erde umfassen und mit 6 Millionen Quadratkilometern deutlich größer sind als die Europäische Union, sind bekanntlich für das globale Klima und die

Erhaltung der Biodiversität von wesentlicher Bedeutung. Sollte dieses System kollabieren, wären die Folgen für die Menschheit gravierend. Deshalb gibt es seit mehr als 20 Jahren internationale Bemühungen, den Amazonasurwald zu retten. Während der Amtszeit des Präsidenten Lula da Silva startete die Regierung im Jahr 2004 einen Aktionsplan zur Prävention und Kontrolle der Abholzung. 2008 legte die brasilianische Regierung den Amazonienfonds zum Schutz des Regenwaldes auf, der international unterstützt wurde. Das Programm war sehr erfolgreich. 2018 konnte ein Rekord-Tiefststand der Abholzung des Amazonasurwaldes gefeiert werden.

Doch bereits ein Jahr später wurde der Fonds infolge der Politik des rechtsradikalen Präsidenten Bolsonaro auf Eis gelegt. Für Bolsonaro und seine Regierung stand die Förderung der wirtschaftlichen Erschließung Amazoniens im Vordergrund. Es kam zum Bruch mit den übrigen Geberländern des Fonds, unter denen Norwegen mit 1,2 Milliarden mit Abstand der größte Einzahler war. Seitdem wurde der Amazonasurwald den Holzfällern, Bergbau-Unternehmen und brandrodenden Rinder-Farmern zur Ausbeutung überlassen. Menschen „ohne Land“ sollten in ein „Land ohne Menschen“ gelockt werden. Die Abholzung des Regenwaldes nahm dramatisch zu. Allein im Jahr 2021 sind 13.000 Quadratkilometer Regenwald gerodet worden. Die Fläche ist fast so groß wie das Land Schleswig-Holstein. Die bestehenden Rechtsgarantien für den Schutz indigener Gebiete, des Regenwaldes und der Umwelt wurden zweitrangig. Illegale Rodungen sind nicht mehr verfolgt worden, weil die Regierung Bolsonaro den Überwachungsbehörden die Mittel gekürzt hatte.

Auch der Bergbau wurde begünstigt. Die Regierung erließ Dekrete zur Förderung des Goldabbaus in der Amazonas-Region: die Schürfgenehmigungen sollten vereinfacht, die Bestrafung des illegalen Goldschürfens erschwert werden.

Für den Schutz der indigenen Völker ist die brasilianische Indigenenbehörde FUNAI (Fundação Nacional do Índio) zuständig (siehe Seite 117 ff.). Sie hätte jedoch der Umsetzung der Pläne der Bolsonaro-Regierung im Wege gestanden. Deshalb wurde sie systematisch entmachtet.



Einerseits wurden ihre Mittel so radikal gekürzt, dass sie praktisch handlungsunfähig war. Andererseits wurde ihr 2019 mit dem verfassungswidrigen Dekret zur Neuordnung der FUNAI die Zuständigkeit für die Bestimmung der indigenen Territorien entzogen. Diese Kompetenz ist dem Landwirtschaftsministerium übertragen worden. Schließlich ist das Führungspersonal ausgewechselt worden. Der Leiter der FUNAI, Franklimberg Ribeiro de Freitas, ist auf Drängen der Agrar-Lobby im Juni 2019 entlassen worden, wie auch andere Mitarbeiter/innen. Sie sind durch linientreue Bolsonaro-Anhänger/innen ersetzt worden. Auch in anderen Behörden mussten Beamte weichen, die dem Regierungskurs kritisch gegenüberstanden, wie z.B. der Polizeichef des Bundestaats Amazonas, Alexandre Saraiva, der den illegalen Holzeinschlag bekämpfte und Ende 2020 eine große Operation gegen die Holzmafia eingeleitet hatte, oder Hugo Loss, der die Umweltafhandlung der Naturschutzbehörde IBAMA leitete. Beide wurden von ihren Posten suspendiert bzw. versetzt.

Die Folgen dieser Wirtschaftspolitik sind gravierend:

- Zerstörung der Lebensgrundlagen der indigenen Bevölkerung in den betroffenen Schutzgebieten.
- Großflächige Umweltverschmutzungen durch den Einsatz von Pestiziden und Düngemitteln der industriellen Landwirtschaft sowie durch Quecksilber für den Goldabbau. Damit verbunden ist die Kontamination von Flüssen, die schließlich zu Gesundheitsschäden der an den Flussufern lebenden Bevölkerung führt.

Wer sich den Interessen der neuen Großfarmer, Investoren, Landräuber und Goldgräber widersetzt, muss damit rechnen, von Pistoleros bedroht oder sogar erschossen zu werden. Berichten von Ureinwohnern zufolge hat die Gewalt durch illegale Eindringlinge in ihre Gebiete unter der Regierung Bolsonaro dramatisch zugenommen.

Doch seit der Wiederwahl des Staatspräsidenten Lula da Silva besteht Hoffnung für den Regenwald und die Indigenen. Die neue brasilianische Regierung hat ehrgeizige Programme für den Wald- und Klimaschutz entwickelt. Als eine seiner ersten Amtshandlungen hat Lula den Amazonasfonds und den Entwaldungsbekämpfungsplan reaktiviert, der auch vom

deutschen Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit unterstützt wird. Da der Regenwald die Lebensgrundlage für viele Menschen bildet, muss der Schutz des Waldes verbunden werden mit dem Schutz der dort lebenden Indigenen und andererseits mit wirtschaftlichen Perspektiven für die übrige lokale Bevölkerung (die Quilombolas/Flussanrainer), deren Beschäftigungs- und Einkommensmöglichkeiten verbessert werden müssten, was ein sehr komplexes Problem ist.

4.) Das vierte Kernproblem ist die nicht ausreichende politische Aufarbeitung der Verbrechen der Militärdiktatur und infolgedessen die fehlende Erinnerungskultur.

Allerdings ist 50 Jahre nach dem Militärputsch unter der Präsidentin Dilma Rousseff – die als Widerstandskämpferin selbst Folteropfer des Militärregimes war – eine Wahrheitskommission eingesetzt worden, ähnlich wie zuvor in den Nachbarländern Chile und Argentinien. Sie sollte die von den Militärs begangenen Menschenrechtsverbrechen aufarbeiten und dokumentieren. Die von Historikern unterstützte Kommission befragte Hunderte von Folteropfern, konnte die Archive einsehen und besuchte ehemalige Folterzentren. Sie untersuchte die Unterdrückung der politischen Parteien und der Gewerkschaften sowie die Rolle der Kirchen. Ende 2014 veröffentlichte die Wahrheitskommission einen 3.000 Seiten langen Bericht. Danach gab es 434 Opfer der brasilianischen Militärdiktatur: 191 wurden ermordet und 243 ließ das Militär „verschwinden“. Ferner sind mehr als 8.350 Angehörige indigener Völker getötet worden. Die Kommission identifizierte 377 Täter, von denen damals 100 noch lebten, darunter Generäle des Militärs. Die Verantwortlichen wurden jedoch nicht zur Verantwortung gezogen, weil das Amnestiegesetz von 1979 ihnen Straffreiheit zubilligte. Diese politische Entscheidung ist nach der Militärdiktatur von den Eliten nicht revidiert worden, weder durch ein neues Gesetz noch durch eine entsprechende Rechtsprechung.

Zwar gibt es in linken und liberalen Kreisen eine Erinnerung an den demokratischen Widerstand und die Opfer der Diktatur. Doch der überwiegende Teil der Bevölkerung hat die Auswirkungen der Repression und der brutalen Unterdrückung weitgehend verdrängt. Die meisten